



HAL
open science

Was vom Netzwerk bleibt. Digitale Briefeditionen zwischen Exploration und Archivierung

Anne Baillot

► **To cite this version:**

Anne Baillot. Was vom Netzwerk bleibt. Digitale Briefeditionen zwischen Exploration und Archivierung. Connecting the dots - Briefe in Literaturwissenschaft und Digital Humanities Transdisziplinäre und internationale Tagung des DFG-Projekts „Korrespondenzen der Frühromantik“, Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz; Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Apr 2024, Mainz, Germany. hal-04668976

HAL Id: hal-04668976

<https://hal.science/hal-04668976>

Submitted on 7 Aug 2024

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.



Distributed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License

Was vom Netzwerk bleibt.
Digitale Briefeditionen zwischen Exploration und Archivierung
Anne Baillot, April 2024

Wo sehen Sie sich in fünf Jahren, in zehn Jahren? Diejenigen unter uns, die sich noch dem Ritual der Stellenbewerbung unterziehen, hören die Frage öfter. In der Regel lohnt es sich, eine Antwort parat zu haben – ob sie stimmt oder nicht, ist in der Bewerbungssituation nicht wirklich ausschlaggebend. Hauptsache, man sieht sich irgendwo.

Dabei handelt es sich um mehr als eine rhetorische Frage zur Eruierung beruflicher Ambitionen. Mitgefragt wird nach der Weltanschauung, nach der Einschätzung anstehender struktureller Entwicklungen. Ich überlasse hiermit jede und jeden der Überlegung, wo sie bzw. er sich in fünf, in zehn Jahren sieht, und möchte nun die Frage für die Netzwerke und Graphen beantworten, die uns heute beschäftigen: Wo sehen Sie denn in fünf, in zehn Jahren unsere digitalen Editionen, die zugrundeliegenden Daten, die Interfaces und Visualisierungen, Ontologien und Executables, die wir digital bereitstellen?

Ich nehme es vorweg: Die Antwort auf diese Frage ist unbequem, sie kann nur unbequem sein.

Warum ist das so?

Noch geht das akademische System davon aus, dass wir uns in einer Wachstumsphase befinden. Dies bedeutet, dass die Entscheidungsträger, Bewerbungskommissionen, Drittmittelgeber, welche Karriereförderungen ermöglichen und nach denen wir uns dementsprechend richten, weil es nicht anders geht, um im akademischen Dschungel zu überleben, vorrangig solche Kriterien einsetzen wie Innovation, Zuwachs an Daten, oder Zitationsindizes. Nur sehr langsam setzen sich Kriterien wie die Nachnutzung vorhandener Daten oder die Weiterentwicklung bestehender Tools durch – umso langsamer als sie nicht wirklich ins allgemeinen Bild passen. Sicher, die Nachnutzung von Daten und die Verwendung von Standards sind auf dem Papier einzuhalten. Sie stehen auf Forschungsdatenmanagementplänen. Aber Forschungsdatenmanagementpläne sind eigentlich doch nur nichtssagende Pflichtformalien. Oder? Noch gehen wir, und mit mir meine ich die wissenschaftliche Gemeinschaft insgesamt, davon aus, dass es für uns darauf ankommt, immer mehr konsumierbare digitale Güter zu produzieren. Wir werden noch diese eine Visualisierung anbieten, noch diese Daten einspeisen, noch diese Modellierung auf diese Datenmenge anwenden, noch diese KI drüber laufen lassen.

Sicher, das können wir machen. Noch. Irgendwie. Doch wäre es nicht vernünftiger, zuerst den wissenschaftlichen Mehrwert, den Erkenntnisgewinn, mit dem dafür aufzubringenden Ressourcenverlust in Relation zu setzen?

Wir befinden uns nämlich überhaupt nicht in einer Wachstumsphase. Wir befinden uns in einer Situation akuter Ressourcenknappheit. Deutschland hat sein CO₂-Budget zum Einhalten der +1,5°-Obergrenze schon aufgebraucht. Sobald Tesla seine Gigafactory in Grünheide am Laufen hat, wird Trinkwasser in Berlin zur Chimäre. Jeden Tag sterben weltweit 150 Spezies aus, das ist unfassbar mehr als es der normale Ökosystemzyklus verträgt. Wir haben sehr wahrscheinlich mehrere Kipppunkte schon überschritten. Fazit: Die Ressourcen sind jetzt schon knapp. Nur wir leben in einer Gesellschaft, die alles dafür tut, dass man es nicht wahrnimmt. Verdrängungsgesellschaft, so nennt es Tazio Müller. Und merkwürdigerweise harren selbst Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die doch intellektuell imstande sind, das Ausmaß der Katastrophe zu begreifen, bei alten Gepflogenheiten. Klar, wir reisen öfter mit der Bahn, früher sind wir einfach in ein Flugzeug gestiegen. Aber wir wollen immer noch schöne Graphen produzieren, möglichst viele Daten aggregieren, dynamische Interfaces anbieten. Schönere, bessere, dynamischere als die des Nachbarn sogar. Und wir wollen zu den vielen Tagungen und Konferenzen reisen. Das steht in völligem Widerspruch zu dem jetzigen Stand der Forschung, der besagt: Wir sollten längst in den Überlebensmodus gewechselt sein. Wir sollten uns längst darüber Gedanken machen, wovon wir wirklich wollen, dass es in fünf, in zehn Jahren noch da ist und darüber, was wir heute machen sollen, um dieses Ziel zu erreichen.

Die Herausforderung der Nachhaltigkeit gilt für die Museen, für die Archive, die von Kühlungssystemen und Stromversorgung abhängig sind. Sie gilt aber auch für diejenigen, die Daten produzieren, verwenden, tauschen, speichern, denn: Auch Datenzentren und andere digitale Infrastrukturen wollen gekühlt bzw. gepflegt werden. Auch sie verbrauchen Unmengen Wasser. Auch sie generieren soziale Ungerechtigkeit, indem diejenigen darauf Zugriff haben, die die Welt durch ihren Konsum wörtlich verbrennen, während die anderen an den Folgen davon leiden bzw. sterben. Kinderarbeit, menschenunwürdige Arbeitsbedingungen, Erkrankung durch den Kontakt mit giftigen Stoffen: Das ist der Alltag derjenigen, die die für unseren digitalen Komfort notwendigen Rohstoffe aus dem Boden holen.

Unsere digitale Produktion, all das, was auf Endgeräten und mithilfe von weltweiten Netzstrukturen verbraucht werden kann, ist genauso Teil des Gesamtproblems wie alles andere. Vielleicht sogar mehr, denn es gibt kaum einen Bereich, in dem immer noch ein solcher Wachstum herrscht wie im Bereich der digitalen Technologien. Weltweit sind

sie für 4% der CO2-Emissionen verantwortlich. Das ist genauso viel wie der zivile Luftverkehr, nur, dass die Tendenz bei digitalen Technologien rasant steigend ist.

Sicher, nicht wir kleine Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler werden die Welt retten. Aber zumindest wäre es angebracht, sie nicht noch unbewohnbarer zu machen, als sie jetzt schon ist. Vor allem wäre es sinnvoll, unser jetziges Verhalten ganz zu durchdenken: Denn wenn wir so realitätsfern arbeiten, wie wir es im Moment tun, werden Überflutungen, Dürren und Kriege entscheiden, was von unserem Kulturerbe bleibt. Wenn wir für den Erhalt von Kultur nicht vorgesorgt haben, wird die Natur die Entscheidungen für uns treffen.

Im Moment ist unsere Arbeit an Kulturerbematerial so etwas wie ein schönes Spielzeug, das es uns netterweise auch noch ermöglicht, an akademischer Glaubwürdigkeit zu gewinnen. Was wäre, wenn wir die Ergebnisse unserer Tätigkeit ernsthaft als das betrachten würden, was wir den nachfolgenden Generationen vererben, als das, was wir jetzt, in dem Moment vererben, wo Entscheidungen getroffen werden müssen? Denn wir sind die letzte Generation, die entscheiden kann, was aufbewahrt wird, auch weil wir noch beeinflussen können, wie aufbewahrt wird. Und momentan sind wir überwiegend, systemisch gesehen, die Generation, die sich weigert, sich dieser Verantwortung zu stellen.

Betrachtet man explorative Forschungsarbeit in dieser Perspektive, dann nehmen auch die FAIR-Prinzipien (die wir, um ganz ehrlich zu sein, wirklich nicht mehr sehen können, so nervig ist es, andauernd beweisen zu müssen, dass man sei brav einhält, oder zumindest so tut, als ob) – eine ganz andere Dimension ein.

Wenn wir in der Realität leben und arbeiten würden, wie sie tatsächlich ist, würden wir etwa folgendermaßen an die Frage nach der Nachhaltigkeit von digitalen Netzwerkrekonstruktionen herangehen:

Wir verfügen zum Einen über Kulturerbematerial, Primärquellen, zum Anderen über ein vielschichtiges Wissen über dieses Material – eigene Forschungsarbeiten, die selbst auf früheren Veröffentlichungen basieren, Sekundärquellen also. Und wir verfügen über ein gewisses Ermessen um zu entscheiden, was wir davon wie tradieren. Wir sind in unserer Position als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an Kanonbildung beteiligt. Das Ausmaß unseres Ermessens nicht falsch einzuschätzen ist eine aus meiner Sicht zentrale Herausforderung.

Ich frage mich in solchen Fällen gerne, für wen ich mache, was ich mache. Selbstverständlich verfolgen wir immer egoistische Ziele, unsere Selbsterhaltung ist uns etwas wert, auch, dass wir die Miete zahlen können. Aber wenn es nur darum ginge,

einen Job zu haben, hätten sich die meisten von uns viel bequemere Karrierewege aussuchen können. Nein, wir sind da, wo wir heute sind, weil wir eine gewisse Freude an der intellektuellen Arbeit haben, am Rätseln über eine Transkription oder über eine schöne Interfacelösung. Diese speziellen Interessen sind auch das, was wir gerne mit unseren Kolleginnen und Kollegen teilen. Nicht umsonst sind wir heute hier.

So konzipieren wir auch das, was wir erarbeiten, für Leute, die ähnlich gelagerte Interessen haben wie wir. Einen ähnlich gelagerten kulturellen Hintergrund, ähnliche Geräte und Softwares. Wir arbeiten für die Elite. Für die 5% der Bevölkerung, die viel mehr CO2 aufbrauchen, als sie sollten. Denn dazu gehören wir.

Es gibt mehrere Gründe, warum wir für unseresgleichen arbeiten. Ein erster Grund ist, dass es unsere Peers sind, die uns evaluieren und damit befördern können. Akademische Selbsterhaltung bzw. -bestätigung also. Ein weiterer Grund ist, dass wir es nicht geschafft haben, digital literacy als einen Grundbestandteil der Hochschulausbildung zu etablieren. Studierenden, die nicht gerade etwas explizit Digitales studieren, fehlen sogar basics des Datenmanagements – Stichwort Dateinennung. Was haben unsere Studierenden von unseren dynamischen Netzwerkvisualisierungen? Ich meine nicht die Masterstudierenden, von denen wir möchten, dass sie promovieren, weil sie so sehr so sind wie wir, sondern die anderen. Diejenigen, die nicht an der Universität bleiben werden. Und mit ihnen eigentlich der Rest der Gesellschaft.

Es muss nicht jede Forschung auf einen sozialen Nutzen ausgerichtet sein. Exploration ist wichtig, neue Wege zu gehen, Dinge auszuprobieren. Mir geht es nicht darum, dass nur noch Forschung betrieben wird, die sofort in die Gesellschaft herübergetragen werden kann.

Mir geht es um das Abwägen der Kräfteverhältnisse. Die Entscheidungen, die wir jetzt treffen – dieses Tool, diese Plattform, diese Ontologie – haben Folgen für mindestens 2, 3 Jahre, wenn nicht sogar mehr. So sind akademische Zeiten angelegt. Aber in fünf Jahren können nicht mehr alle Magazine und Datenzentren gekühlt werden. In fünf Jahren werden wir CO2-, womöglich auch Wasserbudgets an unseren Instituten haben. Die Frage, die sich uns heute stellt, ist nicht nur die, was wir in den kommenden 2, 3 Jahren machen wollen, sondern auch, was wir aus den fünf uns bevorstehenden Jahren machen wollen. Denn das ist unsere Restzeit um die Zukunft, auch die unserer Forschung zu gestalten. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass Ministerien, wenn es darum geht, CO2-Budgets zu vergeben in einer Situation, wo immer mehr Klimaflüchtlinge und Extremwetterereignisse unseren Alltag prägen, den romantischen Netzwerkvisualisierungen viel Aufmerksamkeit – und CO2 – widmen werden.

Darüber kann man seufzen. Oder man kann sich darauf vorbereiten. Das sind zwar karrierestrategische Entscheidungen, die aktuell noch akademischen

Selbstmordcharakter haben, weil sie explizit gegen den Wind der Innovation gehen. Aber mittel- und längerfristig sind sie der einzige Ausweg. Man muss nur in der heutigen Situation, so wie sie ist, Reputationseinbußen in Kauf nehmen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Sie sich von mir einen anderen Vortrag erhofft hätten als den, den Sie gerade hören. Aber wenn ich ihn nicht halte, wer wird das tun?

Ich bin hier nicht in meiner Eigenschaft als Klimaaktivistin, sondern als Wissenschaftlerin. Es geht heute um das, was ich aus meiner digitalen Edition, *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800*, seit 2012 online, für die Zukunft gelernt habe. Und weil es ohne big picture nicht so leicht nachzuvollziehen ist, erzähle ich die Geschichte von Anfang an.

Wir gehen also 20 Jahre zurück, zu einem Zeitpunkt, wo ich noch dachte, dass es nur einen Weg gibt, mit Archivmaterial zu arbeiten. Und zwar: Ich gehe ins Archiv, suche mir eine Handschrift aus, transkribiere alle möglichen Kringel, die ich auf dem Blatt sehen kann, gebe das als Printedition heraus und schreibe darüber Aufsätze bzw. Bücher. Das ist so 2000er Jahre, ich weiß. Aber immerhin habe ich das für damals richtige Konzept gehabt, denn damit habe ich meine Emmy Noether-Gruppe eingeworben. Die zwei Funken Originalität waren, 1) nicht autoren- bzw. gattungszentriert zu arbeiten und 2) meinem Doktorvater zu beweisen, dass es doch Intellektuelle in Berlin um 1800 gab, und nicht erst um 1900 in Paris. Diese zwei kleinen Impulse waren es, die mich darauf gebracht haben, mit Netzwerken zu arbeiten. Der Intertextualitätskonnex zwischen Briefen und anderen Textarten lässt sich schwerlich anders konzeptualisieren. Einerseits die Textstufen der Entstehung (Entwurf, Reinschrift, Kopie) und Rezeption (Rezension, Fortsetzung, Referenz), andererseits die Teilnahme einer Reihe von Akteuren bei allen Etappen der Textkonstitution. Und am interessantesten ist es eigentlich, beide Netzwerke mit einander zu kombinieren: das intertextuelle und das personelle. Wer ist für welche Abweichung im Text zuständig? Spiegelt der Text in seinem Inhalt diese Verbindung wider? Wie zirkulieren dadurch Ideen und Vorstellungen, wie entwickeln sich Sprache, Gesellschaft und Kultur?

Lange Zeit habe ich auf die Erforschung des Einflusses von Kultur und Wissenschaft auf Politik besonders Wert gelegt. Wie diese Leute, Kraft ihres geballten Intellekts, sozusagen den Kurs der Geschichte gelenkt haben. Boeckh und seine Jahresreden mit kleinen Seitenhieben. Tieck zwischen Resignation und historischer Rückbesinnung, zu sehr ein Faulpelz um revolutionär zu sein, sicher, doch die richtigen Fragen stellend. Chamisso, der die ganze Welt nach Berlin holt und Pflanzen einlegt. Und die vielen Frauen, die sich zu Wort melden, bespottet ohne Ende, mit ihrer komischen Sprache,

die wir heute immer noch nicht so lesen, wie wir sie lesen sollten, weil es uns zu unbequem wäre zu akzeptieren, dass selbst wir sie mit einer patriarchalen Brille lesen. Was uns diese Menschen und ihre Texte über uns und die Welt sagen, ist, dass Schreiben etwas bewegen kann, in dem Moment, in dem es zu Papier gebracht wird und später, indem die Schriften überdauern. Und wir glauben gerne, dass sich die Früchte des Schreibens in den Geschichtsbüchern niederschlagen.

An diesem Tisch sitzen genug Leute, die am Vertrauen in die Literaturgeschichtsschreibung rütteln, als dass ich das Wie und Warum hier nochmal aufrollen sollte. Wichtig ist jetzt und hier nur, was die Fragwürdigkeit der (Literatur)geschichtsschreibung für unser Verständnis von Netzwerken und unserer Arbeit an ihnen ausmacht.

Digitale Technologien haben den Vorteil, dass sie makro-Explorationen ermöglichen. In dem Moment, wo ich genug Daten habe, um ein Netzwerk zu rekonstruieren, ja zu visualisieren, das größer ist als das, was ich händisch erzeugen oder mir mental vorstellen kann, können neue Erkenntnisse ans Tageslicht kommen. Alteingesessene Schemata können überdacht werden, Perspektiven sich neu eröffnen. Es ist einer der wenigen Wege, endlich mal etwas Neues zu machen und nicht, ohne es zu wollen, das zu wiederholen, was seit Jahrhunderten tradiert wird.

So wurde bei der Konzeption der digitalen Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* besonders viel Energie darauf verwendet, auf ein Meta-Netzwerk hin zu arbeiten. Es wurden biographische, bibliographische, textgenetische Elemente so erfasst, dass sie miteinander in Verbindung gebracht werden können. Beispielsweise wurden alle Lehrer-Schüler-Verhältnisse erfasst in der Hoffnung, dass damit gezeigt werden könne, wie Denkschulen sich entwickelten und wie sie an bestimmten Persönlichkeiten bzw. Orten gekoppelt sein konnten. Das ginge am besten durch eine Kombination von kleinteiligen Informationselementen und größer angelegten Strukturmerkmalen.

Mit dem Argument, dass Zooming (in beide Richtungen) Erkenntnisfortschritt maßgeblich fördert, haben wir alle in den letzten zehn Jahren unsere Arbeit an Netzwerken gerechtfertigt. Die Zusammenstellung der Daten, die Entwicklung von Aggregationsalgorithmen, das Ausprobieren von Visualisierungsmethoden: ein ziemlicher Aufwand an intellektueller Energie, aber auch an Informationstechnologien, um endlich mal etwas Neues zu machen. Dabei reicht es eigentlich nicht, die Informationen anders darzustellen, damit sie eine neue Geschichte erzählen, denn: In den Daten selbst liegt der Wurm. Bzw. in den Daten, über die wir verfügen und die wir digital verfügbar machen.

Ob wir es wollen oder nicht, ob wir es mögen oder nicht: Es gibt sehr wenig, was wir ganz neu denken können, denn wir sind gezwungen, uns auf das zu verlassen, was uns

unsere Vorgänger hinterlassen haben. Unser Erfindungs- und Erneuerungsspielraum ist nicht umwerfend. Wir werden keine Revolution anleiern, die Welt nicht verändern. Für mich ist da seiner der Unterschiede zwischen den Romantikern und mir: Die Welt ist heute so groß, dass das, was ich mache, schreibe und denke, null Impact hat. Sie aber haben Weltanschauungen erneuert. Wobei: Haben sie wirklich etwas bewegt, oder nur die Geschichte so geschrieben, dass wir es glauben und dass wir weitererzählen, dass sie es gemacht haben?

Eine Antwort auf diese Frage zu suchen reicht eigentlich aus, um ein Forscherinnenleben zu füllen, meins zum Beispiel. Ich suche gerne weiter nach Handschriften, die in den letzten zwei Jahrhunderten unberührt gelassen wurden, und präsentiere sie online der ganzen Welt, damit die Dinge anders gesehen werden, weit und breit. Ich suche auch gerne nach Hinweisen auf Texte, die es nicht mehr gibt und rätele, wie der Verlust einzuschätzen ist. Was repräsentiert jeder Verlust, jeder Nicht-Verlust, nicht nur für mich, die ich Freude an Texten habe, sondern auch für diejenigen, denen die Bedeutung nicht unmittelbar einleuchtet.

Die Sorgen um den Informationsverlust und um die Ungerechtigkeit des Zugangs zu digitaler Information waren mir irgendwann zu groß, als dass ich mich noch mit Netzwerkvisualisierung beschäftigen wollte. Dass sie auf dem Weg zum Neudenken wichtige Impulse gibt, mag wohl sein. Aber vielleicht gibt es auch andere Wege, neu zu denken.

Wenn ich auf die Geschichte meiner digitalen Edition zurückblicke, kann ich nur dankbar sein, wie sehr sie von Glück begleitet wurde. 2010 haben wir von null angefangen, nur mit der TEI, und wir sind hartnäckig dabeigeblichen, während andere immer mehr mit semantic web und sonstigen Ontologien zu hantieren begonnen haben. Unsere Edition ist im Grunde genommen eine handvoll TEI-Dateien. Und es ist gut so.

Zusammen mit David Lassner, der in seiner Dissertation die Edition mit Machine Learning-Methoden durchbohrt hat, konnte ich sehr gut sehen, was sich tun lässt und zu welchem ökologischen Preis. Dann habe ich angefangen ernsthaft abzuwägen, was der Wert von Erkenntnisgewinn ist. Während Floriane Chiffolleau, meine jetzige Doktorandin, die Edition in TEIPublisher überführte, habe ich klarer begriffen, was der Preis für eine haute couture-Lösung ist wie die in der Garage mit zwei Geeks gebastelte, die wir jahrelang genossen haben. Inzwischen sieht das Interface gar nicht mehr so schön aus. Wir können unsere Features nicht mehr wirklich fine-tunen. Das nervt. David und Floriane ringen gerade um die Überführung der alten URLs auf das neue Interface, aber der dahinterliegenden Forschungsinfrastruktur wurden die Gelder gekürzt und die Techniker sind zu Start Ups gewechselt. Das ist die Welt von heute, die an Morgen nicht denkt. Ich bin immer noch heilfroh über unsere schön annotierten TEI-

Dateien, denn: Auch in zehn Jahren werden die Netzwerke noch darinnen zu finden sein, egal, welche Technologie dann noch vorhanden ist. Und TEI-Dateien sind, vom ökologischen Standpunkt aus, Leichtgewichte.

Ich bereue keine der Entscheidungen, die ich getroffen habe. Wie gesagt, ich hatte auch viel Glück auf dem Weg. Heute hoffe ich auf einen Umgang mit Daten, der rücksichtsvoller ist als in der akademischen Welt üblich. Ich hoffe auf Dissertationen, die nicht einfach all das zusammen schmeißen, was sie aus dem Netz holen konnten und in irgendeiner App durchgespielt haben, um zu schauen, was dabei herauskommt. Ich hoffe auf ein besseres Verständnis dafür, dass die FAIR-Prinzipien unsere einzige Chance sind, geisteswissenschaftlich wertvolle Daten für die Forschenden von morgen bereitzustellen; auch auf ein Verständnis dafür, dass Forschungsdatenmanagementpläne das einzige Instrumentarium sind, über das wir aktuell verfügen, um auf ökologische Aspekte hinzuweisen, ehe es zu spät ist und Projektdaten umweltbelastend bewilligt werden. Dies ist, abschließend, ein Appell an alle Begutachtenden im Raum: Ne lâchez pas la proie pour l'ombre – lasst nicht die Beute los, nur um deren Schatten zu fangen. Netzwerkrekonstruktionen kann es nur geben, wenn es stabile, nachnutzbare, dokumentierte Daten gibt. Und es ist auch in Ordnung, wenn diese nicht 24/7 zugänglich sind.